



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

**Eine Auswahl aus seinen Dichtungen zum 100jährigen
Geburtstag**

Altenbernd, Ludwig

Detmold, 1919

Frühlingsblüten und Herbstblätter.

urn:nbn:de:hbz:466:1-12298

Frühlingsblüten und Herbstblätter.

Das Menschenherz.

Don entlegnem, stillem Strande
Zieht hinaus ein Schifflein klein;
Mög' ihm, daß es glücklich lande,
Wind und Welle günstig sein.

Leicht beladen, hell und heiter
Seine Wimpel hoch am Mast,
Segelt's in die Ferne weiter
Ohne Ruh und ohne Raft.

Wohl! wenn's seine Mannschaft weise,
Wesse seine Loffen wählt;
Wohl! wenn's nie an Trank und Spelse,
Nimmer ihm an Waffen fehlt.

Wenn Derstand das Steuer führet
Kund'gen Blickes, stark und fest,
Seinen Kompaß nie verlieret,
Nie das Senkblei gleiten läßt.

Wenn in dunkler Nacht den Schimmer
Ihres Sterns die Hoffnung zeigt;
Wenn der Mut im Kampfe nimmer
Zagend seine Flagge streicht.

Wenn — ob zu des Nordpols Eise,
Ob gen Süd der Kiel sich dreht,
Ewig auf der Lebensreise
Liebe ihm die Segel bläht.

Klippen werden dich erschrecken,
Sturmgebraus und Flammenglut
Und Empörung kann dich wecken:
Schifflein sei auf deiner Hut!

Habe Acht zu jeder Stunde,
Mut'ger Fährmann, habe Acht!
Halte fleißig deine Kunde,
Halte fleißig deine Wacht.

Möge dich kein Unfall stören,
Schifflein, sei von Gott bewahrt!
Mög' der Himmel dir gewähren
Sonn'ges Meer und heitre Fahrt!



Des Frühlings Nahen.

Tief in winterlicher Hülle,
Starr und stille
Ruht die Erde; Tal und Höh
Eingefarbt in Eis und Schnee.
Ueber ihre bleichen Wangen
Zieht des Nordens kalter Rauch;
Eng in Banden und gefangen
Liegen Bach und Baum und Strauch.
Still im grauen Nebelkleide
Schläft die Heide,
Und die Quelle schlummert auch.
Wo sie einst im Lenz gerauscht,
Dürstend steht das Reh und lauscht,
Ob es ihren Odem höre,
Ob ihr Herzschlag wiederkehre;
Aber still sind Flur und Wald,
Todesstarr und todeskalt.

Es brauset der Sturm über Heide und Feld,
Die Wolken, sie jagen am Himmelszelt
Gleich flüchtigen Rossen;
Schaumumflossen,
Gepeitscht vom Orkan,
Stürmen sie hin auf der luft'gen Bahn.

Ueber eis'ger Ströme Flächen,
An der Wälder Müstenei,
Jagt der wilde Gast vorbei,
Und die kalten Bande brechen
Und die Welle fühlt sich frei.

Und mit ahnungsvollem Bangen,
Traumumfängen,
Lauscht die Erde
Seinem schöpferischen: Werde!
Daß die lange Nacht vergangen,
Der Geliebte, nahend schon,
Glorreich bald erscheinen werde,
Kündet seines Herolds Ton.

Freudig entsendet
Droben die Quelle
Nieder zu Tale
Welle auf Welle,
Grüßend in hast'gem
Laufe die Alm,
Weckend der Wiese
Schlafenden Halm.

Still in der Wette
Rosendem Hauche
Schwellen die Knospen

Fröhlich am Strauche;
Strahlenden Auges,
Lachend und blau,
Blicket der Himmel
Nieder zur Au.

Und aus der Ferne
kehren sie wieder,
Alle die Sänger
heimischer Lieder;
Boten des Lenzes
jubelt ihr Ton:
„Erde, dein Liebster,
Nah ist er schon!“

Er naht, er kommt; nun Herz auch du,
Heraus aus deiner Winterruh!



Pfingsten.

Zur Kirche wallt die andachtsvolle Menge,
Und von des Priesters ernster Lippe schallt
Das „Wort des Lebens“, würdig, voll Gehalt,
Und hehr und kräftig tönen die Gefänge.

Mir aber ward das Herz und Haus zu enge;
Der Morgen schwebt wie eine Lichtgestalt

Um diese Höh, wo durch den Buchenwald
Es hallt und rauscht wie hell'ge Festesklänge.

Hier weht der Gottheit Geist um Baum und Strauch,
Weht um die Blumen, die im Grase blühen,
Und schmettert in der Vögel Melodien
Und säufelt in des Morgenwindes Hauch;
Und leis von ihm durchschauert, misch' ich auch
Mein Festlied in der Schöpfung Harmonien.



Der Wald.

Kennst du den Tempel, von des Meisters Händen
Aus Millionen Säulen aufgebaut?
Nicht Stein und Mörtel braucht' er, zu vollenden,
Was staunend dein entzücktes Auge schaut.
Noch unerforscht ist, wie er schuf und baute,
Wenn jeder gleich die große Werkstatt schaute.

Es steht der Tempel jedem Beter offen,
Kein Mehner führt uns ein in's Heiligthum,
Kein Priester lehrt vom Glauben, Lieben Hoffen:
Der Tempel predigt selbst des Meisters Ruhm.
Ob Alles still, ob rings die Säulen wanken —
Er predigt hehre, herrliche Gedanken.

Der Ampel Licht erhellt die weiten Hallen
Und tausend Kerzen flimmern durch die Nacht,
Und Weihrauchdüfte auf zur Decke wallen,
Die, blau gemalt, den Tempel überdacht;
Mit Bildern, groß und wunderbar, durchwoben,
Die, nie veraltend, ihren Meister loben.
Ein jeder Lenz malt neu der Wölbung Bogen,
Aus fernem Land erscheint ein Sängerkhor
Und ihres tausendstimm'gen Hymnus Wogen,
Wie tönen sie entzückend in dein Ohr!
Doch Alles schweigt und lauscht, wenn durch die Hallen
Mit Donnerton der Orgel Klänge schallen.



Das Bächlein.

Als mit der Unschuld Frieden
Der Menschen Glück entwich;
Dahin nun Edens Freude,
Und unter Müh und Leide
Der Gram in's Herz sich schlich:

Da schwebt' ein Engel nieder,
Gerührt von ihrem Schmerz;
Der schöpft' aus Edens Quelle
Und goß die reine Welle
In jedes Menschenherz.

Nun rinnt sie in der Tiefe,
Ein Bächlein hell und klar;
Wo's Herz verborgen weilet,
Da rinnt und rauscht und eilet
Das Bächlein wunderbar.

Und wenn am Herzen leise
Ein Harm und Kummer nagt;
Wenn's bebt in tausend Wehen,
Die Menschen nicht verstehen
Und zittert, wankt und zagt:

Dann tun sich in der Tiefe
Des Bächleins Schleusen auf;
Es strömen ihre Wellen
Durch's bange Herz und Schwellen
Zum Flug' in schnellem Lauf.

Und was im Busen nagte:
Der Sorgen Angst und Graus,
Der Liebe heißes Grämen —
Das schwemmt in hellen Strömen
Des Bächleins Flut hinaus.

Bis endlich selne Woge
Die volle Brust geleert;
Die bittere, bange Klage,
Den Schmerz vergangner Tage,
Zur Wehmut still verklärt.

Und wenn des Lebens Wonne
In überreicher Füll'
Dir naht aus Himmelshöhen,
Und wenn in freud'gen Wehen
Das Herz zerpringen will:

Dann träufelt's kühlend nieder,
Wie Sommermorgentau,
Der leis die Blume küßte,
Die sonst verschmachten müßte
Auf sonnenreicher Au. —

O mög' er nie versiegen,
Der reine Götterquell!
Was auch der Himmel sende,
Er rinne bis an's Ende
Dir lauter, kühl und hell!



Abendstille.

Wie die Wolken leise wehen,
Wie die Sterne droben glühn
Und in unermessnen Höhen
Schweigend ihre Bahnen ziehn!
Döglein schlafen in den Zweigen,
Tauber girrt nicht mehr im Hain;
Ruh'n aus vom muntern Reigen,
Ruh'n bis zum Morgenschein.

Du allein in meinem Raume,
Du nur wachst, wo Alles ruht,
Bis die Nacht im Liebestraume
Kühlt auch dir des Busens Glut.
Mit den Wölkchen, mit den Sternen
Zieht das ungestüme Herz,
Doch zurück aus dunklen Fernen
Ruff's die Liebe erdenwärts.



Ein Bild.

Still und lautlos sind die Gassen,
Und die Welt, von Nacht verdeckt,
Will ihr Lieben, will ihr Hasen,
Müh'n und Sorgen schlafen lassen,
Bis der Morgen neu sie weckt.

Von des Tages Bühne glitten
All' die Spieler stumm hinab;
Ausgekämpft, was heiß gestritten,
Ausgeweint, was schwer gelitten,
Und der Vorhang fällt herab.

Aber hinter seinen Falten
Wird's lebendig meinem Sinn;

Holde, liebliche Gestalten,
Die der Tag versteckt gehalten,
Schweben her und schweben hin.

Bilder, denen nachgerungen
All mein Hoffen, seh ich nahn;
Melodien, längst verklungen,
Lachende Erinnerungen,
Schweben her auf nächt'ger Bahn.

Doch ein Bild mit süßem Namen
Glänzt so farbenhell und licht;
Eins von allen, die da kamen,
Schließ' ich ein in goldnen Rahmen,
Laß' es wie die andern nicht.

Wenn in Duft und Nebel wieder
Jedes allgemach verflog,
Und der Schlummer leise nieder
Sinkt auf müde Augenlider,
Webt's um mich im Traume noch.



Waldesträume.

Wenn der Frühling kommt gezogen,
Wenn die Bäume wieder blühn,

Wenn die Lüfte grüne Wogen
Durch die Saatenfelder ziehn;

Wenn die Lerchen jubelnd steigen,
Durch's Gesträuch die Biene schwirrt,
Wenn auf grünbelaubten Zweigen
Tief im Wald die Taube girrt:

O wie flög' ich dann so gerne —
Hätt' ich Flügel — mit dir fort;
Mit dir in die blaue Ferne,
Weit hinaus, von Ort zu Ort!

Ueber Länder, über Meere,
Wollt' ich fröhlich mit dir ziehn;
Ohne Brücke, ohne Fähre,
Durch die blauen Lüfte hin.

Tief in kühler Wälder Schatten
Ruht' ich endlich mit dir aus,
Baute dir auf grünen Matten
Von Gezweig ein stilles Haus.

Wo in eines Bergsee's Wellen
Haus an Haus der Biber baut;
Wo der Hirsch in silberhellen
Klaren Fluten sich beschaut.

Wo im goldnen Abendstimmer
Nur der Schwan die Flut durchwallt;
Wo des Jägers Büchse nimmer
Durch die Einsamkeit erschallt.

Wo der Wind mit leisem Wehen
Hoher Ulmen Zweige wiegt;
Auf den Wassern, auf den Höhen
Stille nur und Frieden liegt.

Dahin möcht ich mit dir eilen,
Möchte dort in fernem Land
Mit dir wohnen, mit dir weilen,
Ungefucht und ungekannt.

Don des Lebens Lärm und Schwüle
Nicht belastet und getrübt;
Frei in freier Wälder Kühle,
Einsam liebend und geliebt.



Auf der Heide.

Die Winde rauschen, kein Sternlein wackelt
Ich reite und reite stumm durch die Nacht.

Kein Licht durchschimmert das Nebelmeer,
Gar dunkel und öde ist's rings umher.

In den Birken und Föhren, den Weg entlang,
Da rauscht es wie leiser Geistergesang.

Und vor mir flimmert ein matter Schein,
Als führten Elfen den nächt'gen Reihn.

Doch was mich auch leise umspinnt, umflieht,
Die Schar der Elfen, sie schreckt mich nicht.

Den einsamen Wandrer nur schreckt ihr Reihn,
Und ich bin nicht einsam, bin nicht allein.

Wohin ich auch ziehe durch's nächt'ge Gefild —
Mir leuchtet dein Auge so lieb und mild.



Das Vöglein.

Ich lag im grünen Walde,
Dem Abendrot umglüht;
Gar einsam war die Stelle,
Gar einsam mein Gemüt.

Still war's wie Kirchenhallen,
Wenn Sang und Orgel schweigt,
Und betend die Gemeinde
Ihr Haupt voll Andacht neigt.

Da sang vom Birkenzweige
Ein heitres Dögelein,
Es drangen seine Klänge
Mir bis in's Herz hinein.

Es sang so froh, so innig,
So hell, so sorgenlos,
Als ob nur Glück sich berge
Im grünen Waldeschoß.

„Wie, Dögelein, kannst du singen,
Da du so einsam bist;
Da nicht dein Waldesleben
Ein treues Lieb verführt?“

Da hüpfte es singend weiter,
Bis wo in Laub und Gras,
Versteckt im kleinen Neste,
Ein ander' Dögelein saß.

An seine Seite schmiegt' es
Sich traulich ins Gesträuch —
O Dögelein, glücklich' Dögelein, —
Wie bist du doch so reich!

Und leis kam mir gezogen
In's Herz ein tiefes Weh;
Leb wohl, du glücklich' Dögelein,
Du grüner Wald, ade!

Frühes Scheiden.

Wohl dem, der früh sieht scheiden,
Was nimmer ihm bestimmt;
Wenn in des Herzens Asche
Noch still ein Funke glimmt.

So lang' die Tränenquelle
Im Busen nicht versiegt,
Die Gräber zu betauen,
Darin sein Hoffen liegt.

So lang noch warm die Strahlen
Der Lebenssonne glühn
Und ihm die Gräber decken
Mit Blumen und mit Grün.



O wech' es nicht.

Nicht diesen Blick wie Frühlingssonnenschein!
Er dringt so warm, so tief ins Herz hinein;
Nicht dieser Lippen holde Zaubersprache!
Dies Lächeln nicht voll süßer Allgewalt!
O blicke ernst, o blicke stumm und kalt,
Daß nicht aufs neu' mein schlafend Herz erwache!

Es liegt gebettet unterm kühlen Schnee
Und ruht nach all' dem Glück, nach all' dem Weh;
O weck' es nicht zu neuer Lust und Reue!
Schon will es keimen unterm Sonnenstrahl;
Es kommt, gewiß! ein Spätfrost kommt einmal
Und die gelockte Blüte welkt aufs neue.

So kehrt der Schwan, der an dem fernen Strand
Ein still' Asyl, doch keine Heimat fand,
So kehrt er zu den altgewohnten Räumen.
Er fühlt den West, er sieht den Himmel blau'n,
Da muß er fort, er muß sein Nest sich bau'n
Am klaren Weiher, in den Ulmenbäumen.

Und wie er kommt, da sieht er sich allein;
Verschwunden ist der karge Sonnenschein
Und eifrig schickt der Norden seine Schauer.
Da singt er leise noch sein letztes Lied,
Und wenn aufs neu' ringsum der Lenz erblüht,
Er findet ihn erstarrt an kalter Mauer.



Ein Wörtchen nur.

Ein Wörtchen möcht' ich leis dir sagen.
Ein kurzes, inhaltsschweres Wort;
Doch will's die Lippe nimmer wagen,
Klingt's auch im Herzen fort und fort.

Ich sag's den Wolken, sag's den Winden,
Ich sag's der Well' im Mühlenbach,
Und in des Waldes Buchengründen
Da flöten's Fink' und Amsel nach.

Im Tannendickicht girrt's die Taube;
Es flüstert still, geheim und leis
Der Abendwind im Birkenlaube
Das Wort, das sie, nur sie nicht weiß.

Und will's kein Laut dir leise nennen,
Und sträubt die Lippe schüchtern sich,
So mag dir dieses Lied bekennen
Das kurze Wort: Ich liebe dich!



Ein Blick — Ein Lied.

Mit tausend Armen möcht' ich dich umschlingen,
Mit tausend Armen mich in deine versenken,
Und all' mein Lieben, Hoffen, Sehnen, Denken,
Durch einen Blick in deine Seele bringen.

Ich möcht' ein Lied, ein einzig Lied dir singen,
Hinstürmend wild, gleich Adlern, wenn sie lenken
Zur Wolkenhöhh' den Flug und dann sich senken
Ins Tal hinab auf windesflücht'gen Schwingen.

Den Lenz möcht' ich mit allen seinen Klängen,
Mit seinem Sturm und Flüsterlaut für dich
In dieses e i n e Lied zusammendrängen;

Daß nämlich dann durch deine Träume sich
Gleich Elfentänzen seine Laute schlängen;
Daß du nicht zweifelnd fragtest: „Liebst du mich?“



Du sahst sie nicht.

Du sahst sie nicht, die scheue Träne,
Die glühend meinem Flug' entfloß,
Da ich, mein Antlitz dir zu bergen,
Es tändelnd legt' in deinen Schoß.

Du sahst sie nicht, und nimmer sehen
Sollst du ein Leid, das du geweckt;
Daß deines Busens heil'gen Frieden
Kein Schatten einer Wolke schreckt.

Die Sonne kennt nur Licht und Leben
Und ahnt nicht, wenn sie scheidend sinkt,
Daß in des Abends dunklem Auge
Die schwere Tauesträne blinkt.



Wenn dir ein Herz geschieden.

Wenn dir ein Herz geschieden,
O daß der Liebe Weh
Auf ewig ruht' in Frieden
Im tiefen Winterschnee!

Daß dir auf ewig schliefe
Der Wald und Wiesenbach;
Daß dir kein Vogel rief
Verklung'ne Lieder mach!

Denn wenn sie wieder keimen,
Die Blüten allzumal,
Und wenn mit Liebesträumen
Der Frühling zieht durchs Tal:

Dann keimen auch und sprossen
Dein Sehnen und dein Leid,
Die Tränen, die geflossen,
Vergessen und verstreut.

Und küßt der Lenz verstoßen
Die junge Ros' im Mai,
Dann stehn die Nachtsiolen
Derlorner Liebe dabei.



Ein Schifflin sah ich ziehen.

Ein Schifflin sah ich ziehen
Auf weiter, weiter See;
Ein Sternlein sah ich glühen
In dunkler Himmelshöh.

Der Stern, er hat alleine
Des Schiffes Lauf bewacht.
Er hat's mit seinem Scheine
Geleitet durch die Nacht. —

Die Welle singt am Strande
Ihr altes Schlummerlied;
Das Schifflin liegt im Sande,
Der Stern hat ausgeglüht.



Vernahmst du's nie.

Vernahmst du's niemals — — wenn der Harmonien
Gewalt'ger Strom sich in dein Ohr ergoß,
Dampf rollend wie des Gießbachs wild' Gewässer,
Das jählings niedersürzt vom Bergeshang;
Anschwellend wie die stolze Meereswoge,
Die um das sturmerprobte Felsenriff,
Das einsam starrt im weiten Ozeane,
Anstürmend ihren Schaum zum Himmel sprüht;

Dann rauschend, wie im dunkeln Fichtenwalde
Der Nachtwind rauscht, geheimnisvoll und bang;
Und wieder flüsternd wie die Sommerbrise,
Wenn klar die Welle und der Himmel blau,
Wenn unten tief des Meeres Wunder blicken
Und der Delphin des Schiffes Kiel umspielt;
Wie Frühlingsabendwind, der duftbeladen
Herüber von Havannah's Küsten zieht; —
Und wenn du, hoch und höher dann getragen
Dem Wogenschwall, die Welt um dich vergißt,
Dein Auge irrt durch zauberhafte Auen,
Das Herz dir schwillt in ungetrübter Luft — —
Dernahmst du's nie — daß plötzlich dann ein Weh,
Unnennbar tief, den Busen dir durchzog?
Nachklingend in der Seele tiefstem Grunde,
Wie wenn das Heimweh eines Lebens sich
Gedrängt in eine flüchtige Sekunde.
Ein Heimweh, ja! — Du warst in den Gefilden,
Dem wunderfamen Heimatland des Klangs;
Und weit entfernt, mit ihrem Staub und Wehe
Vergessen, lag die Erde unter dir.
Schon wähtest du, es sei dem Sterblichen
Auf's neu' vergönnt, auf Edens Flur zu wandeln,
Da riß der Wolkenflor und in der Tiefe
Erblicktest du das Land voll Schweiß und Müh',
Dir winkend aus den lichtern, schönern Auen,
Und wie ein Trennungsweh kam's über dich.
So zuckte wohl — wenn von dem Diestelfelde
Der ersten Menschen Blick sich sehrend hob,

Hinirrend, wo in weiter weiter Ferne
Der Cherub stand vor ihres Edens Tor —
Ein Heimatschmerz durch ihres Herzens Tiefen,
Mit der Erinnerung des entschwund'nen Glücks.



Der Wanderer.

1.

Es hallt in den Eichen des Windes Gebraus,
Es säuselt der Zephyr im Grase: hinaus!
Hinüber, hinaus in die Ferne!
Das Echo, verborgen im Felsen, hallt's nach,
Es murmelt's die Quelle, es flüstert's der Bach —
Wie folg' ich so willig, so gerne!

Gefattelt mein Roß und mein Bündel geschnürt,
Den Hut mir mit grünendem Zweige geziert
Zur Ferne nun weiter und weiter!
Noch dampfet dort unten das freundliche Tal,
Fern glühen die Berge in sonnigem Strahl,
Sie laden, sie rufen den Reiter.

Die Hoffnung, die Hoffnung, sie zeigt mir den Weg,
Sie wölbt mir die Brücke, sie baut mir den Steg,
Sie leitet die sehnenen Blicke.
Sing, Döglein im Walde, dem Wanderer ein Lied

Von allem, was fröhlich im Herzen ihm glüht,
O sing' ihm von Lieb' und von Glücke!

2.

Dem Hügel schau ich in's Tal hinab,
Wo einst meine Wiege stand;
Durchzogen hab' ich am Wanderstab
Manch fernes, fernes Land.
Am Nord-Cap hört' ich die Möve schrein,
Die gold'ne Traube pflückt' ich am Rhein —
O Heimat, du riefst dein Kind!

Ich blickt' in des Aetna's Flammenglut
Und schlief unter Palmen ein;
Gebadet hab' ich in Persiens Flut,
Gekostet am Cap den Wein.
Am Ebro horcht' ich der Laute Schall,
Auf Alpenhöhen der Büchse Knall —
O Heimat, du riefst dein Kind!

Jetzt seh' ich sie wieder, die einst ich verließ
Im blühenden, duftenden Mai;
Kalt über die Fluren der Herbstwind blies
Und der Lenz und die Luft sind vorbei.
Kein Döglein trillert dem Wandrer mehr,
Die Schwalben sind fort und die Felder sind leer —
O Heimat, was soll dein Kind!



Eine Herbstrose.

Zartes Sinnbild all' der Frühlingswonnen,
All' der Lust und Liebe, die verronnen,
Als der Mai mit seinen Blüten schwand:
Sinnend hängt mein Aug' an deinem Glanze,
Schöne Trümmer aus dem heitern Kranze,
Den der Lenz in seine Locken wand.

Sie entflohn, die flüchtigen Sekunden,
Und der duft'ge Strauß, den sie gewunden,
Sank, entblättert durch der Stürme Mut.
Du nun rufst mit deiner Pracht dem Blicke
Jene goldne Maienzeit zurücke,
Jene Zeit voll Duft und Farbenglut.

So auch fliehn die blütenreichen Jahre
Unrer Jugend, jene sonnenklare
Zeit, wo frisch des Lebens Becher schäumt;
Herbstlich rauscht es schon im falben Laube,
Blätter fallen, und dem Reif zum Raube
Welkt das Grün, das unsern Pfad umsäumt.

Lächelt dann auf dürren Lebenswegen
Hold wie du ein Blümchen uns entgegen,
Mit des Lenzes Farben angetan,
Rötet sich auf's neu' die härt'ge Wange,
Stoßen wir bei alter Lieder Klange
Auf die Lust entschmünder Jugend an.

Neujahrsgruß.

Verhallend ziehn die letzten Wogen
Des alten Jahrs ins Meer der Zeit,
Und scheidend wölbt's den Friedensbogen
Still über deinem Glück und Leid.
Ob dir's genah mit vollen Händen,
Ob's dich beglückt, ob's dich vergaß —
In Frieden mög's den Lauf vollenden,
Dem Scheidenden ein volles Glas!

Die Hand aufs Herz; — in seinem Schoße
Wuchs dir kein Dornenfeld allein;
Es barg der Liebe duft'ge Rose,
Der Freundschaft lichten Edelstein.
Es hat in mancher Lebensstunde,
Still im Vorüberziehn vielleicht,
Aus seines Füllhorns tiefem Grunde
Dir lächelnd einen Strauß gereicht.

Drum, was vergangen — laß es schlafen!
Dein Steuer faß' mit kräft'gem Griff!
Denn wieder treibt aus stillem Hafen
Der Strom der Zeit dein Lebensschiff.
Die Flagge hoch, den Blick in's Weite!
Und „Dormwärts!“ sei dein Lösungswort!
Bleib selbst dein Steuermann und leite
Dein Schiff zu einem sichern Port.

Und ob am Kliff die Wogen branden,
Steh fest in Flut- und Sturmgebraus,
Und winkt ein Eiland dir zu landen,
So wirf die Anker fröhlich aus.
Ob hell dein Pfad, ob er umnachtet,
Trag Sorge, daß dein Schifflin kehrt
Zum Heimatstrande, reich befrachtet
Mit Gütern, die des Strebens wert. —

Die Stunde schlägt — stoßt ab vom Strande!
Ein Glas noch allen nah und fern,
Die dir vereint der Liebe Bande,
Und dann vertrau' dich deinem Stern.
Dein Arm sei fest, dein Auge helle
Und über dir der Himmel klar;
Und günstig sei dir Wind und Welle —
Glückauf zur Fahrt im Neuenjahr!



Allein.

Willst ohne Zeugen du, willst du allein
Mit einem einzigen Gedanken sein,
Sei's Glück, sei's Hoffnung oder Gram — so meide
Den Wald vor allem und die stille Heide.
Dort äfft das Echo dich; es summt der Bach
Dir deine Worte, deine Lieder nach.
Den Namen, den du halb geflüstert hast,

Den plärrt der Rabe schon vom dürren Ast,
Und was du kaum der eignen Brust vertraut,
Das pfeift im Busch die Drossel keck und laut.
Da flüstert dir die Birke zart und leis,
Daß sie um alle deine Träume weiß,
Und jeder Blume lachendes Gesicht
Derrät: du wahrtest dein Geheimnis nicht.
Doch, birgt in deinem Busen sich ein Leid,
Gehegt, gehätschelt erst seit kurzer Zeit,
Dann traust du nimmer dem geschwäh'gen Wald
Und suchst der Heide stillen Aufenthalt.
Wie einsam, öd' und leblos liegt sie da,
Gehüllt in's braune Kleid der Erika,
Dem bleichen Mondlicht träumerisch umflossen!
Hier stören dich nicht lärmende Genossen;
Hier kannst du frei dein Inneres entfalten
Und mit dem eignen Herzen Zwiesprach halten.
Doch kaum begonnen, tanzen nah und ferne,
Gleich Bildern aus der magischen Laterne,
Gestalten, die du längst zur Ruh gebracht,
Ein Koboldschwarm gespenstisch durch die Nacht.
Du siehst sie in der Tannen dunklem Grün
Am Waldessaume, wo die Nebel ziehn.
Sie nahen, kommen, schleichen still und scheu;
Wie Sennerrosse jagen sie vorbei;
Sie werden unterm Mondesstrahle wach
Und ziehn durch Heid' und Busch dem Glühwurm nach,
Und im Wachholderstrauch und in den Föhren
Kannst du sie leis und heimlich flüstern hören.

Dergebens treibst und scheuchst du sie; — o nein!
Nicht Wald und Heide lassen dich allein.
Mit deinem Herzen voll und heiß
Tritt in der Menschen bunten Kreis;
Wo dich umsummen rings umher
Nur Worte, Worte, schal und leer;
Wo bei der Freude ungestümen Klängen
Sich weinerhitze Festgenossen drängen.
Auf lautem Markt, bei Geigen und Schalmel'n,
Da merkst du allgemach — du bist allein.
Da ziehn sich die Gedanken, die hinaus
Wie Bienen Schwärmen, fröstelnd in ihr Haus;
Und nur der eine, dem's an Raum gebricht,
Der mankt und weicht von deiner Seite nicht.
Er folgt dir im Gemüth, er drängt sich vor
Und winkt und raunt und redet dir ins Ohr.
Und einsam, wie die Barke auf den Wellen,
Ziehst du mit deinem flüsternden Gefellen.



Wo ich geliebt und glücklich war.

So wirft des Lebens hohe Welle,
Nach manchem Tag und manchem Jahr,
Noch einmal mich an diese Schwelle,
Wo ich geliebt und glücklich war.

Noch blüht wie sonst die alte Linde
Und Rosen blühen rot und weiß,
Und vor dem Fenster schwankt im Winde
Des milden Meines grünes Reis.

Noch tönt wie sonst herab vom Alte
Des Finken heitres Morgenlied, —
's ist nur dem fremdgewordenen Gaste
Der Liebesfrühling abgeblüht.

Er schwand dahin im rauhen Spiele
Des Lebens und der ernstestn Zeit,
Und anders sind des Strebens Ziele
Und seine Pfade rauh und weit.

Doch wenn nach Sonnenglut und Wetter
Das Feld sich leert, die Frucht gereift,
Dann hat die Blüten und die Blätter
Der Sturm des Lebens abgestreift.

Und dennoch segn' ich diese Stelle,
Und eh' ich scheid' auf immerdar,
Leg' ich ein Röslein auf die Schwelle,
Wo ich geliebt und glücklich war.



Herbstlied.

Mensch, aus des Kummers umdüsterter Zelle
Hebe die Blicke zu lichterem Hohn!
Morgen und Abend in sonniger Helle
Rufen: Für dich ward die Erde so schön!
Schön ist die Rose im purpurnen Kleide,
Schön ist der Lerche helljubilender Laut,
Schön ist der Morgen im Strahlengeschmeide,
Schön ist im Schmucke der Myrte die Braut!

Aber zum Herzen tief drängt sich die Frage:
Warum denn mußt du, o Rose, verblühen?
Warum denn muß uns nach sonnigem Tage
Grauvoll ein nächtliches Dunkel umziehen?
Warum denn muß uns der Herbstwind entblättern,
Was uns im Lenze das Leben erhellt?
Was wir erringen und was wir vergöttern,
Ward es geschaffen nur, daß es zerfällt?

Stille, o stille! In ewiger Bläue
Wölbt sich der Himmel voll Licht und voll Glanz;
Ueber den Wolken dort ewig aufs neue
Ziehen die Sterne im leuchtenden Tanz.
Bleibend im Wechsel und neu im Vergehen,
Zeigt sich die Liebe still schaffend dem Blick.
Wenn dir im Sturme die Blüten verwehen,
Bringen die Stürme den Frühling zurück.



Ein Friedhof.

Jedes Menschenherz hat eine Stelle,
Die mit Totenmalen übersät;
Hingeschleudert von des Lebens Welle,
Von des Lebens Stürmen hingeweht;
Eine Stelle, wo kein Mai erblüht,
Wo der Epheu sich um Gräber zieht.

Eine Stelle, wo ein Glück ihm modert,
Wo ein Hoffen, wo ein Streben ruht;
Wo ein Stern erblich, der hell gelodert,
Und ein Schiff versank mit teurem Gut;
Eine Stelle, wo aus ihrer Gruft
Dein Verweilen alte Schatten ruft.

Und gar oft, wenn rings mit ihrer Hülle
Dich umfängt die stille Mitternacht;
Wenn's da draußen und im Herzen stille,
Zieht dich's mit geheimnisvoller Macht
Zu der Stätte, wo Erinnerung reich
Sich gehängt an jeden Epheuzweig.

Und du wandelst unter den Ruinen,
— Tempeltrümmer einer schönern Zeit —
Zwischen Gräbern, sinkend unterm grünen
Trauerflore der Vergänglichkeit.
Schätze, die ein Leben reich gemacht,
Mehr wohl als dir blieben, deckt die Nacht.

Wollt dein Blick dann sinnend auf den Matten
Eines Hügels, hebt sich still und leis
Wie ein Traumbild aus der Gruft ein Schatten,
Und zum Herzen dringt dir's weh und heiß:
Diese Züge kennst du; dies Gesicht,
Halb vergessen war's, erlöschten nicht.

Grab um Grab, es öffnet sich; dein Leben
Wandelt dir, ein Schattenbild, vorbei;
Früher Tage Hoffen, Lieben, Streben,
Glück und Glauben aus des Lebens Mai.
Klänge hörst du, Lieder, längst verrauscht,
Denen einst entzückt dein Ohr gelauscht.

Und du möchtest fassen, möchtest halten,
Was dein Ohr vernimmt, dein Auge schaut; —
Diese Klänge, Lieder und Gestalten,
Deinem Herzen schon so lang vertraut;
Doch die luft'gen Schemen fliehn, und kaum
Wird dir's klar: war's Wahrheit, war's ein Traum?

Dorwärts drängt das Leben; — wirft es nieder,
Was im Sturm nicht sicher Probe hält,
Bauft du hoffend auf den Trümmern wieder
Stark und mutig eine neue Welt;
Aber lange bebt der Flügelschlag
Früher Zeiten dir im Herzen nach.



Silvesterphantasien.

Dom Turme hallt der zehnten Stunde Schlag,
Doch nicht wie sonst erlösch'n rings die Lichter;
In weiter Hall' und ärmlichem Gemach
Schart sich der Kreis der Festgenossen dichter.
Und selbst da draußen auf den dämmerhellen,
Beschnitten Straßen — sonst schon ruhig — streifen
Noch lust'ge, übermütige Gesellen,
Trotz kalter Flocken und des Nordwinds Pfeifen.

Wie gar so seltsam ist das Menschenkind!
Gern schwelgt' es ewig wohl am Lebensmahle,
Und dennoch jubelt's wenn der Sand verrinnt
Und mehr und mehr sich Becher leert und Schale.
Wie viele Tausend — heute schon vergessen —
Die jüngst noch lebensfrisch an grünen Borden
Im Lichte sich gefreut, sind unterdessen
Von dieses Jahres Flut verschlungen woran.
Was ist der Einzelne im Zeitenstrom!
Getragen eine Weile von der Welle,
Schwimmt er hinab, ein Tropfen, ein Atom,
Und wo er niedersinkt — wer kennt die Stelle!
Tief schläft er, wie im Meere die Koralle;
An seiner Stätte bleibt kein Mal, kein Wächter,
Und über ihn, in buntem Wogenschwalle,
Zieh'n andere Zeiten, andere Geschlechter.

Und doch, er lebt im Ganzen: — Jedes Sein
Baut an dem großen Dom der Menschheit weiter;

Gleich der Koralle fügt es einen Stein
Dem stolzen Werke zu, und höher, breiter,
Steigt es empor, wie in des Meeres Schoße
Das mächt'ge Riff sich höher türmt und höher;
So steigt des Geistes Bau, der riesengroße,
Durch die Jahrtausende den Wolken näher.

Ja herrlich stehst du da, o Mensch, und hehr;
Und immer höher klimmst du auf die Sprossen
Zur lichten Höh' hinan, wo mehr und mehr
Die Schöpfung liegt vor deinem Blick verschlossen.
Du forschest in der Erde tiefem Grunde,
Der Stein erzählt dir von vergangenen Zeiten,
Mit Sonnenlicht und Feuermacht im Bunde,
Weißt du der Dornwelt starre Schrift zu deuten.
Dir borgen Wetterwolke und Magnet
Geheimnisvolle Kraft; und tief am Boden
Des Weltmeers, auf den Wink des Herrschers, geht
Sie als dein Bote zu den Antipoden.
Gedanken, deinem Hirne kaum entsprossen,
Trägt um den Erdball sie mit Lichteschnelle,
Und ihnen nach jagst du auf Dampfesrossen,
Und Diener sind dir Wind und Meereswelle.

Doch nicht genug! Kühn richtest du dein Rohr
In stiller Nacht zum lichten Sternenhimmel,
Zum wirren Tanz der Welten dort empor
Und missest Bahnen, ordnest ihr Gewimmel.
Der matte Lichtstrahl baut dir eine Brücke,

Du fängst ihn auf, den Wandrer aus der Ferne;
In winz'gem Glase beut er deinem Blicke
Das Wunderbild von seinem Heimatsterne.

Und jener Nebelfleck am Firmament,
Verloren, wie es scheint, am Himmelsaume,
Er hellt und dehnt sich, löst sich auf und brennt,
Ein leuchtend Sonnenheer, im Weltenraume.
Wer weiß, ob einst nicht mit des Lichtes Strahle,
Dir Kunde wird von fernen Millionen;
Ob nicht von Stern zu Stern einst die Signale
Hinüberziehn zu Wesen andrer Zonen. —
Wardst du, der Erd entsproßne, nicht zu groß?
Durstst du die Schranken zu durchbrechen wagen,
Die hemmend zwischen diesem Erdenkloß
Und höhern Welten, höhern Wesen lagen?
Bricht nun nicht bald vielleicht in Flut und Flammen
Der Erdenball — zu klein, dir zu genügen —
Gleich wie des Falters Hülle sinkt zusammen,
Wenn er mit stolzen Flügeln ihr entstiegen?

Nein; — groß bist du, o Mensch, und dennoch klein!
Und lange wirst du wohl, du magst dich trösten,
Als Mensch dich noch der schönen Erde freun;
Denn vor viel tausend Rätseln, ungelösten,
Weichst du zurück, der stolze Herr der Erde,
Mit deiner Macht und deinem Forschensdrange;
Daß nicht zum Gott der Sohn des Staubes werde,
Hemmt ihn ein Stäubchen auf dem Siegesgange.

Des Weltbau's Zellen und Atomen geht
Er nach bis zu den frühesten der Tage;
Da vor dem erstgeschaffnen Sandkorn steht
Er ratlos still, wie er auch forsch' und frage.
Wohin er suchend auch die Blicke wende —
Des Allerheiligsten verborgne Schwelle,
Das ist der dunkle Anfang und das Ende:
Der Schöpfung Zweck und ihre erste Zelle. —
Das Jahr vorbei! Ein neuer Meilenstein!
Er mahnt zu neuem Wirken und Genießen.
Euch, Weggenossen, diesen Becher Wein!
Mög' reichlich Euch der Born des Segens fließen!
Dem Herzen einen Sonnenblick des Glückes,
Dem Rüst'gen reges Schaffen, Ruh dem Müden,
Dem dunklen Geiste Klarheit seines Blickes,
Den Herrschern Weisheit und den Völkern Frieden!



Die Weberin.

Am Webstuhl sitzt bei Tag und Nacht
Ein Weib, das eifrig wirkt und macht;
Ein graues Weib, der Flachs am Rocken
Ist weicher nicht als Ihre Locken;
Doch unermüdlich her und hin
Bewegt ihr Schiff die Weberin.
An ihrem Webstuhl Tausend stehn
Und Tausend kommen, Tausend gehn;

Sie stehn und harren voll Verlangen
Das Heißersehnte zu empfangen;
Doch was sie wirkt und was sie schafft,
Gar seltsam ist's und launenhaft.

Dort naht ein rosig' Mägdelein:
„O webe mir das Brautbett fein!
Und webe mir zur schönsten Feier
Das Hochzeitskleid, den Blondenschleier!“
Das Schiffllein fliegt; der Alten Hand
Reicht ihr — der Nonne Bußgewand.

Das helle Aug' voll Heiterkeit
Kommt hier ein Bub im Bettlerkleid;
Und unbekümmert um ihr Malten,
Spielt lachend er am Stuhl der Alten.
Und eh' der Stunde Sand verrinnt,
Im Purpur steht das Bettlerkind.

Der Webstuhl knarrt, die Spindel rollt,
Und Fäden, bald von Seid' und Gold,
Bald hart und rauh, siehst du entgleiten
Der dürren Hand nach allen Seiten;
Und fertig ist im schnellen Flug
Der Goldsack und das Hungertuch.

Für des Erobrers blut'ge Bahn
Wirkt sie die stolze Siegesfah'n';
Und eine andre legt am Ende

Sie still in der Bedrückten Hände,
Und deckt der Munden Schmerz und Brand
Mit kühlem, heilendem Verband. —

Die Zeit, sie ist die Weberin,
Und winkt sie dir, tritt zu ihr hin
Mit festem Mut und frischen Sinnen
Und merke still auf ihr Beginnen;
Und sei bereit, wenn sie dir beut
Ein Goldgewand, ein Totenkleid.



Zwei Wanderer.

Auf brauner Heide, dem Heermeg nah,
Lag still und friedlich ein Kirchhof da,
In schattigen Eschen und Linden.
Die Aker blühte; der wilde Wein,
Er zog sich rot um das graue Gestein
Mit rankendem Epheu und Winden.

Und durch der Mauer weit offnes Tor
Zog ernst und düster ein Leichenchor,
Ein Priester voran im Talare;
Auf seinen Spaten sich lehnend stand
Der Totengräber am Grabesrand,
Mit Gleichmut erwartend die Bahre.

Und zu der Träger gemeinem Gang
In langgehaltenen Akkorden klang
Der Chor, der getragene, volle:
Begrabt den Leib, der zur Erde ward!“
Und zwischen den Strophen gar dumpf und hart
Und schaurig erdröhnte die Scholle.

Da horch! wie schmetternd mit einem Mal
Durchklingt den düsteren Grabchoral
Des Posthorns verlockende Weise.
Ein Lied voll Wanderlust frisch und hell;
Und es neigt sich heraus ein roßger Gefell —
Du Wandrer, viel Glück dir zur Reise!

Ein Wandrer hier und ein Wandrer dort!
Wie der zog dieser in's Leben fort,
Mit der Hoffnung Rossen am Wagen.
In schwankendem Fuhrwerk, bergauf, bergab,
Bald laufenden Laufes, bald träg im Trab,
Ward rastlos der Wandrer getragen.

Die Liebe, die Ehre, das Gold, der Wahn,
Sie lenkten die Rosse auf wechselnder Bahn
Und stießen in's Horn, daß es schallte;
Bis nah das Ziel ihm, noch eh' er's gedacht,
Da bliß sein Stück, das letzte, ihm sacht
Der Schwager, der finstere kalte.

Ein Wandrer dort und ein Wandrer hier!
Der such't, und dieser — er fand Quartier,
Sein letztes, hier unter dem Rasen.

Er zog unter Klang in sein stilles Haus;
Der Andre, er zieht in die Welt hinaus
Mit des Pothorns lustigem Blasen.



Gruß an Freiligeath.

(Bei seinem Besuch in Detmold im Juli 1869.)

Wohl manchen langen Tag voll Sonnenglut
Durchs Sandmeer zieht der Wanderer der Wüste
Im mut'gem Ringen um das Dasein oft
Sein höchstes Gut, das Leben selber, wagend
An seines Dromedares teure Last,
Den reichen Schatz von Stoffen, Gold und Perlen.
In hartem Kampf mit feindlichen Gewalten,
Mit Sonne, Sturm und mit des Durstes Pein,
Dereinsamt in der schrankenlosen Oede,
Ersehnt der mut'ge Wanderer dann und wann
Zu kurzer Rast sich eine Ruhestätte,
Und lenkt seitab des müden Reitlers Schritt
Zur dattelreichen, grünenden Oase.

Gelagert an der kühlen Quelle, hört
Er über sich die Palmenwipfel rauschen,
Wie sie ihm rauschten, wenn der Mutter Schoß
Ihn unter ihrem Schatten eingewiegt.
Wenn er als Knabe spielte mit dem Bogen

Und mit dem Speer. Und der geschwäh'ge Quell
Erzählt ihm Märchen aus vergangenen Tagen
Und singt ihm Wiegenlieder, oft gehört,
Wenn er von Vaterhaus und Kindheit träumte.
Und neu gestärkt am frühen Morgen zieht
Der Wanderer wieder rüstig seiner Straße,
Mit frischer Seele seinem Ziele zu.

So auch nach langer Irrfahrt auf den Bahnen
Des wechselvollen Lebens, setzt den Fuß
Noch einmal auf des Vaterhauses Schwelle,
Zu kurzer Rast, der heimische Poet.
Ihm ward die Palme in der Wüste Sande,
Und aus den lichten Perlen, die er hob
Aus Meerestiefen und dem dunkeln Grunde
Der Menschenseele, ward ein Diadem,
Das sich helleuchtend wand um seine Stirne.
Und dennoch zog ein stilles Sehnen ihn,
Noch einmal auf der Flur, die ihn geboren,
Der Kindheit Klänge zu erlauschen, die
Dernehmlich durch der Winde und der Bäche
Und durch der Buchenwälder Rauschen ziehn.
Sei uns begrüßt auf deiner Heimatflur!
Die Berge rings in ihrem Sommerkleide,
Die einst herab auf deine Wiege sahn,
Die grünen Wälder, die sie einst umrauschten,
Die Wiesen und die Bäche, all bekannt,
Sie rufen dir mit uns ein froh: Willkommen!
